

ANDINA

ZEITSCHRIFT · FÜR · NATURFREUNDE
UND · WANDERER



9. JAHRGANG
2. HEFT

MITTEILUNGEN · DES · D · A · V
VALPARAISO · CAS · 1587



Ein mittelchilenisches Flusstal. (Phot. Nehls).

ANDINA

Zeitschrift für Naturfreunde und Wanderer

Organ
der Deutschen Ausflug - Vereine
Valparaíso und Santiago.

Bezugspreis: Jährlich 6 Hefte
für Mitglieder des D. A. V.: frei.
für Nichtmitglieder . . . \$ 12.—

Herausgeber: Deutscher Ausflug - Verein Valparaíso, Casilla 1587.
Schriftleitung: Erich Werner, Valparaíso, Casilla 925.
Druck: Imprenta Victoria, Valparaíso.

9. Jahrgang.

März/April 1931

Heft 2.

INHALTSVERZEICHNIS:

Weihnachten am Vulkan Lanin (v. Lobenthal). — Die Erstbesteigung des Lanin (3740 m) (E. Kremer). — Patagonische Schäferhunde (O. Schreiber). — Eine Faltbootfahrt auf einem Kordillerenfluss (M. Tepp). — Die Beziehungen des Menschen zur Bergwelt (W. Lehner). — Alpines Handbuch. — Kunstbeilage: See und Vulkan Villarica bei Pucón (Phot. E. Werner).



See und Vulkan Villarica bei Pucón.

(Phot. Werner).

Weihnachten am Vulkan Lanin.

G. Oelze von Lobenthal — Santiago.

(Aufnahmen von Robert M. Gerstmann).

Trotzdem wir schon Mitte Dezember zählten, hingen noch schwere Regenwolken über dem Vulkan Villarica und den Bergen von Pucon.

Endlich brachte Montag der 22.12. eine Besserung. Durch Wolkenfetzen brach die Sonne von Zeit zu Zeit hindurch und am Mittag entschleierte sich sogar der Vulkan Villarica, der sich in seinem neugewonnenen blendend-weißen Kleid präsentierte.

Am recht heißen Sonnenmorgen des Folgetages brachen wir auf. Zuerst ging es im Auto bis Llafenco. Der Villarica blieb uns zur Seite, immer wieder guckte er durch die grünen Vorberge, die ihn umrahmen, hindurch. Dem Lanin, unserem Reiseziel, näherten wir uns erfreulich rasch.

Im Hause des deutschen Kolonisten Dahms fanden wir gastlichste Aufnahme. Doch, obwohl er sein Möglichstes für



— — — Mehrmals mussten wir den «Trancura» überqueren — — —
(Phot. Gerstmann).

Den Sonnenuntergang sahen wir vom anderen Ufer des Sees, wo die drei Vulkane Lanin, Quetrupillan und Villarica sich im ruhigen Wasser spiegelten. Vom oberen Sägewerk bot sich ein herrlicher Blick: Glühend rot ging die Sonne hinter den drei Vulkanen unter, zwischen denen noch ein Stück weisser Kordillere hindurchguckte und hinter denen sich die zackige Felsgruppe «Millalifen» scharf vom Himmel abhob. Dazu kam der allen Südenreisenden wohlbekannteste Blick über die stillen Wälder und den weiten Villarcassee.

uns tat, dauerte es für unsere Ungeduld recht lange, bis Pferde und ein Indianer zur Stelle waren.

Die Nachmittagssonne brannte unbarmherzig auf die staubige Strasse, als wir unseren Ritt in die Wildnis beginnen konnten. Bald nahm uns jedoch der schattige Wald auf, in dem wir den rauschenden Minutue-Fluss hinauf nach Curarehue gelangten.

Von dort aus stiessen wir in die völlige Wildnis vor. Der internationale Weg, der, wie es so schön heisst, die

Republike
dieser Geg
gut passie
er an Pf
schon gar

Der W
Untergrun
mals muss
queren, w
ein kühes
langen R
sehr hoch

Nur sel
blicke auf
Felsengrup

alles, was
ja bekanntl
de unsere K
der majestä

Die Aber
nerte unwill
mat. Aus
durch die
kühle, dichte
kommt der
darum mit
und südan
nicht mehr

Republiken Chile und Argentinien in dieser Gegend, verbindet, war noch ganz gut passierbar. Die Anforderungen, die er an Pferd und Reiter stellte, waren schon ganz erheblich.

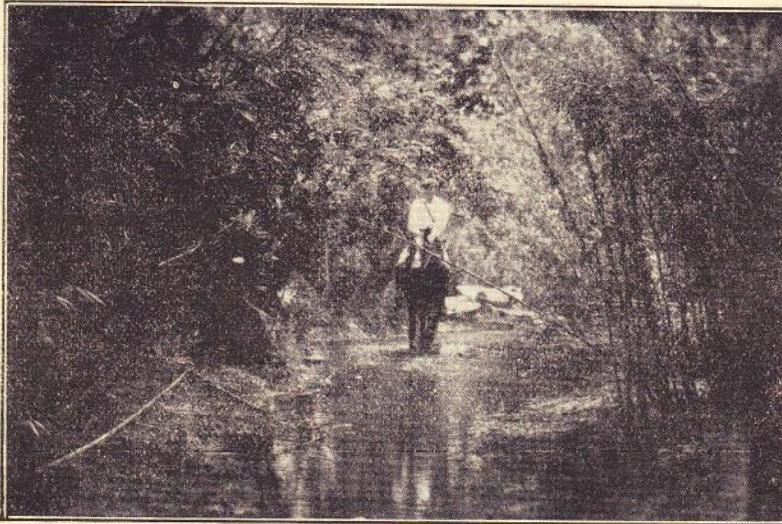
Der Wald verdichtete sich und der Untergrund wurde recht sumpfig. Mehrmals mussten wir den «Trancura» überqueren, wobei die untere Körperhälfte ein kühles Bad abbekam, da nach den langen Regengüssen der Wasserstand sehr hoch war.

Nur selten eröffneten sich uns Ausblicke auf den Lanin, der die gewaltige Felsengruppe Millalifen überragte. Aber

Die steilen An- und Abstiege auf dem felsigen Wege fielen Ross und Reiter doch schon recht schwer und müde zwängten sich beide durch dichte Coligebüsche.

Schon in völliger Dunkelheit überquerten wir den reissenden Strom (hier oben heisst er Mamolluco) Da wir in der Finsternis die Furt nicht fanden, musste ein kühles Bad in Kauf genommen werden.

Nach fünf Minuten begrüßte uns Hundegekläff bei der Grenzstation «Puesco-Bajo». Die freundlichen Carabineros nahmen uns gastlich auf und ga-



— — — Lustig spritzte das Wasser in den Wasserläufen, die wir entlang ritten — — —
(Phot. Gerstmann).

alles, was man nur selten genießt, wird ja bekanntlich doppelt geschätzt, so wurde unsere Freude begreiflich, sobald sich der majestätische Kegel zeigte.

Die Abendstimmung im Walde erinnerte unwillkürlich an die deutsche Heimat. Aus dem feuchten Boden stiegen durch die plötzlich eingetretene Abendkühle, dichte Nebel empor. Das «Morgen kommt der Weihnachtsmann» erschien darum mitten im chilenischen Urwald und südamerikanischen Sommer garnicht mehr so unglaublich.

ben uns von dem Wenigen, das sie selbst zu essen hatten, gern ab.

Bald fanden die nach dem scharfen Ritt recht müden Glieder, in dem Zelt eines Carabineros, der gerade draussen war, ihre verdiente Ruhe.

Der Weihnachtstag:

Es war noch dämmerig, als wir am 24. Dezember um 5.30 Uhr morgens aufbrachen. Unser Indianer war merkwürdig pünktlich und zuverlässig, selbst

die Pferde waren schon gesattelt, als wir uns aus dem Zelt hinauszwängten.

Unser «Don Vicente» schüttelte aber doch recht misstrauischmürrisch den Kopf über die «gringos», die schon so früh abritten und nicht, wie es sich für wirkliche «patrones» gehört, bis in den Mittag hinein schliefen.

Durch den morgendlichen Wald ging es eine cuesta sehr steil hinauf. Bald war auch Puesco Alto passiert und als die Morgensonne herauskam, leuchtete sie gerade auf die glitzernden Perlen des mächtig-rauschenden Mamolluco-Wasserfalles.

Der Weg wurde immer steiler und felsiger. Bald mussten wir uns durch Coligebüsche hindurchzwängen, bald gingen wir auch zu Fuss, da die Pferde auf dem lehmigen Untergrund abrutschten. Lustig spritzte es bei den Wasserläufen, die wir entlang ritten und die stellenweise die internationale Strasse repräsentierten.

Schon nach zwei Stunden leuchtete es hell zwischen den Bäumen durch, wir hatten schon den «Sproenlesee» erreicht. Wie ein deutscher Waldsee lag er inmitten riesig hoher Urwaldstämme.

Der Weg am Seeufer entlang war wirklich fast unpassierbar. Erleichtert atmeten wir auf, als wir die Pferde glücklich über die schwierigsten Felsübergänge herübergebracht hatten. Ein weisser Sandstrand schimmerte in der Sonne, vorher mussten wir aber noch einen steilen Abstieg überwinden.

Alle Mühen waren reichlich belohnt, als wir am Strande auf den kühnen Gipfel des Lanin mit seinen weit überhängenden Wächten und tiefen Spalten sehen konnten.

Der Berg bildete mit den hohen Araukarien, die ihn umrahmten, ein ungeahnt schönes Bild, was Farben und Linien anbetrifft. Zudem spiegelten sich die Ufer des Sees in dem ruhigen Wasser.

Da es sehr heiss wurde, versäumte ich auch nicht die Gelegenheit, mir den Vulkan von der Wassersperspektive aus anzusehen. Wer schon einmal in einem

ähnlich kalten Hochgebirgssee gebadet hat, wird allerdings verstehen können, dass ich diesen Ausblick nicht allzu ruhig und auch nicht allzu lange genoss.

Aus einer Eile heraus, die sich nachher als gänzlich überflüssig zeigte, kehrten wir schon am Mittag um. Wieder hatten wir die gleichen, schweren Uebergänge zu überwinden, diesmal aber mit weniger Glück, da ein Pferd abrutschte und sich eine tiefe Wunde am Oberschenkel ruzog. Wir machten einige gänzlich unzureichende Versuche, mit Taschentüchern und Bindfäden das Blut abzuschnüren, das Tier nahm aber den kleinen Unfall nicht so tragisch, es lief für den Rest des Tages sogar noch besser als unsere übrigen Pferde.

Nur eine Stunde Rast konnten wir uns bei den gastfreundlichen Carabineros gönnen, da wir vor Dunkelheit noch bis Curarehue kommen wollten. Wie schade, dass gerade die Rast und Ruhestunden immer so schnell verfliegen. Auch Don Vicente war recht wenig erbaut, als wir um 4.30 Uhr endgültig abritten.

Der gleiche Weg, wie am Vortage, zeigte doch rückwärtsgehend ein ganz anderes Gesicht. Der Wald gönnte uns nur selten einen Ausblick, kam aber einmal eine Lichtung, dann gewährte er uns wunderschöne Rückblicke auf den Vulkan, im Vordergrund lagen der Fluss und die gewaltige Felsgruppe Millalifen. Ueber den Vulkan, dessen Schneefelder die Sonne rot umglühte, zogen langsam kleine Abendwolken.

Da ich träumte, so musste ich, wie es so immer ist, gewaltsam aufgeweckt werden. Ich trabte lustig in einen Flussarm hinein, was die natürliche Folge hatte, dass mein Pferd stecken blieb und ich mich kopfüber ins Wasser und in den Schlamm legte. Für den Rest des Tages entdeckte ich, dass ein Schlafanzug zum Reiten auch ganz brauchbar ist, sodass das Unglück nicht gross war.

Unter den Pinos dachte ich immer wieder an den deutschen Weihnachtsabend, den ich zum ersten Male



Am Vulkan Lanin.

(Phot. Gerstmann).



Araukarien am Vulkan Lanin.

(Phot. Gerstmann).

vermissen
erinnerten
bäume und
Weihnach
stunden a

22 Stund
geritten, es
wir drei m

Die

Vom See
Ortschaft
über Quila
Puesco Alt
fast aussch
wohnte Ur
gen der vie
fe nur zu

Benutzt m
den alten K
einen — ja
der herrlich
besitzen sic
men kann.

Der 10/1
durch diese
wir uns di
1450 m.) hi
des Wäldch
len Zügen
würzt mit d
der uns um
zen.

Plötzlich
Durch eine

vermissen musste. Die langen Nadeln erinnerten an den Duft unserer Tannenbäume und erweckten Erinnerungen an Weihnachtslieder, Schnee und Glücksstunden an diesem schönstem Festtage.

22 Stunden waren wir in 1 1/2 Tagen geritten, es war darum verständlich, dass wir drei mehr auf den Pferden hingen

als ritten, und um 8.30 Uhr abends todmüde ankamen.

Der Gutsverwalter nahm uns sehr nett auf. Wir bekamen gutes Weihnachtsessen und ein schönes Bett für unsere müden Knochen. Nach unseren deutschen Begriffen war das aber trotzdem ein etwas trauriger heiliger Abend.

□□□□□□

Die Erst-Besteigung des Lanin (3740 m).

Im Anschluss an den vorstehenden Aufsatz bringen wir hier den Bericht über die Erstbesteigung des Lanin durch die Herren E. Kremer und F. Fonck aus Valparaiso vor nunmehr 10 Jahren, am 12. Februar 1921.

Der Bericht über die Erstbesteigung fand seinen Abdruck in Heft 6 vom 2. Jahrgang der D. A. V. Mitteilungen (aus denen sich später die «Andina» entwickelte). Da die kleine Auflage der «Mitteilungen» völlig vergriffen ist, bringen wir den Lanin-Aufsatz nochmals zum Abdruck, um ihn einem weiteren Leserkreise zugänglich zu machen.

Der Bericht ist verfasst von Herrn E. Kremer.

Vom See Villarica und zwar von der Ortschaft «Pucon» aus führt ein Weg über Quilaco, Trancura, Puesco Bajo y Puesco Alto nach Argentinien. Durch fast ausschliesslich von Araucanern bewohnte Urwälder führend, kann er wegen der vielen Gebirgsbäche und Sümpfe nur zu Pferde besritten werden.

Benutzt man nun von Puesco-Alto aus den alten Karrenweg, so durchquert man einen — ja vielleicht den schönsten — der herrlichen Araucarienwälder, die zu besitzen sich bekanntlich nur Chile rühmen kann.

Der 10/11. Februar führte auch uns durch diese Gegend. Langsam schlängeln wir uns die Passhöhe (Paimun Pass, 1450 m.) hinauf und dann dem Ausgang des Wäldchens zu. Wir geniessen in vollen Zügen die frische Höhenluft, durchwürzt mit dem Duft des saftigen Grüns der uns umgebenden Bäume und Pflanzen.

Plötzlich macht man überraschend halt! Durch eine Lichtung, die Spitzen der

Araucarien überragend, erhebt sich in seiner prächtigen Gestalt der Vulkan «Lanin».

In seinen Eis- und Schneemantel eingehüllt, blickt er stolz auf uns herab. Unwillkürlich steigen wir vom Pferd und geniessen längere Zeit den herrlichen Anblick. Ist der Lanin doch mit seinen 3740 Metern der höchste Berg weit und breit und die ihn umgebenden Araucarien zaubern ein eigentümliches — einer fremden Welt entnommenes Bild — hervor.

Wir verlassen das herrliche Plätzchen erst nach einer viertel Stunde. Unser Ziel war derselbe Berg! Wir hatten es auf ihn abgesehen und benutzten den längeren Karrenweg, um uns an seiner Südseite einen passenden Lagerplatz auszusuchen. Von dort aus wollten wir eine Besteigung versuchen. Sämtliche bisher unternommenen Versuche (hauptsächlich von der Nordseite aus) sollen laut Aussage der anliegenden Bewohner missglückt sein. Dasselbe geht auch aus einem Bericht des Herrn Dr. Kühn aus

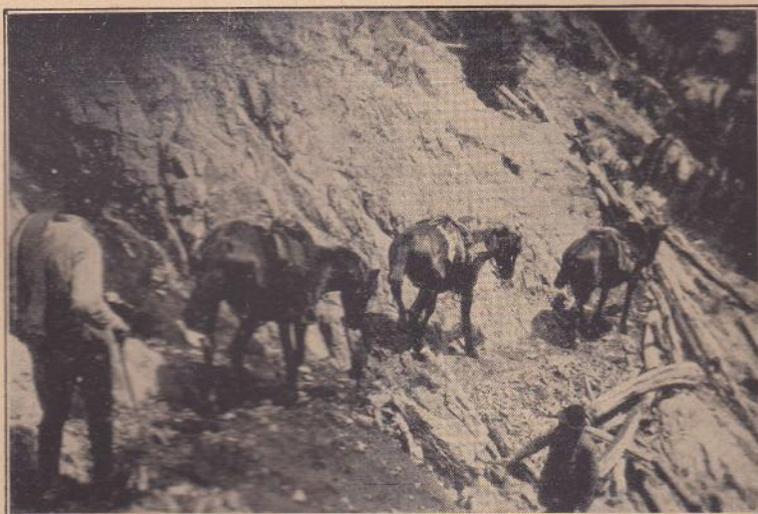
Buenos Aires hervor, welcher 1918 einen Versuch unternommen hat, aber auch wegen Zeitmangel nur die Eisgrenze (300 m. unter der Spitze) erreichte.

Einmal muss aber doch der Berg bezwungen werden und Pancho und ich hatten es uns fest vorgenommen, den Teufelszauber, der auf diesem Berg haftet, zu brechen und die äusserste Spitze des von den Indianern gefürchteten Riesens zu erreichen.

Am südlichen Fusse, auf ungefähr 1600 Meter Höhe schlugen wir unser Lager auf. Unsere beiden Führer lies-

Der Aufstieg. Am Morgen des 12. Februar, um 5 Uhr, nach gut verbrachter Nacht, begannen wir den Anstieg, Rucksack, Eispickel, Steigeisen, Schneibrille, Photogr. Apparat, Höhenmesser, Feldflasche und Butterbrote waren unsere einzigen Begleit-Instrumente.

Zunächst gings bei mässiger Steigung eine viertel Stunde über Lavageröll dem nächsten Schnee- bzw. Eisfeld zu; dieses zog sich, von links nach rechts einen Halbkreis beschreibend — allmählich steiler werdend — in die Höhe. Nach 1/2 stündigem Marsch mussten wir bereits die Steigeisen unterschallen,



——— Schwierige Felsübergänge am Seeufer ———
(Phot. Gerstmann).

sen wir mit den Pferden 200 Meter unterhalb, wo gutes Wasser und genügend Futter für die Tiere vorhanden war. Wir übernachteten auf einer Lava-Halde in der Nähe eines Bächleins, welches weissrötliches, schmutziges Schneewasser zu Tale führte. Von hier aus unternahmen wir ein eingehendes Studium der Formation des Berges und setzten die Aufstiegroute für den nächsten Tag fest. Bei dieser Gelegenheit vernahmen wir ein Geräusch, welches auf eine Lavine schliessen liess; wir entdeckten auch weit oben eine grosse Staubwolke und nahmen an, dass es sich um abstürzende Eismassen handelte.

weil wir uns auf dem glatten Eise nicht mehr halten konnten. Mit Steigeisen versehen, kamen wir gut vorwärts. Nach 1 1/2 Stunden mussten wir die Eisfelder verlassen, da sie zu steil wurden und wir uns der Gefahr nicht aussetzen wollten, eine unnütze, längere Rutschpartie zu unternehmen. Wir benutzten zum weiteren Aufstieg die Rücken der seitwärts aufsteigenden Lavafelder, teilweise loses, teilweise festes Gestein überschreitend. Auf diese Weise kletterten wir ungefähr 2 Stunden, hier und da zur Abwechslung einige kleine Eisfelder überquerend. Nach ca. 4 Stunden bot uns eine steile Felsgruppe, mit Eiszapfen behangen

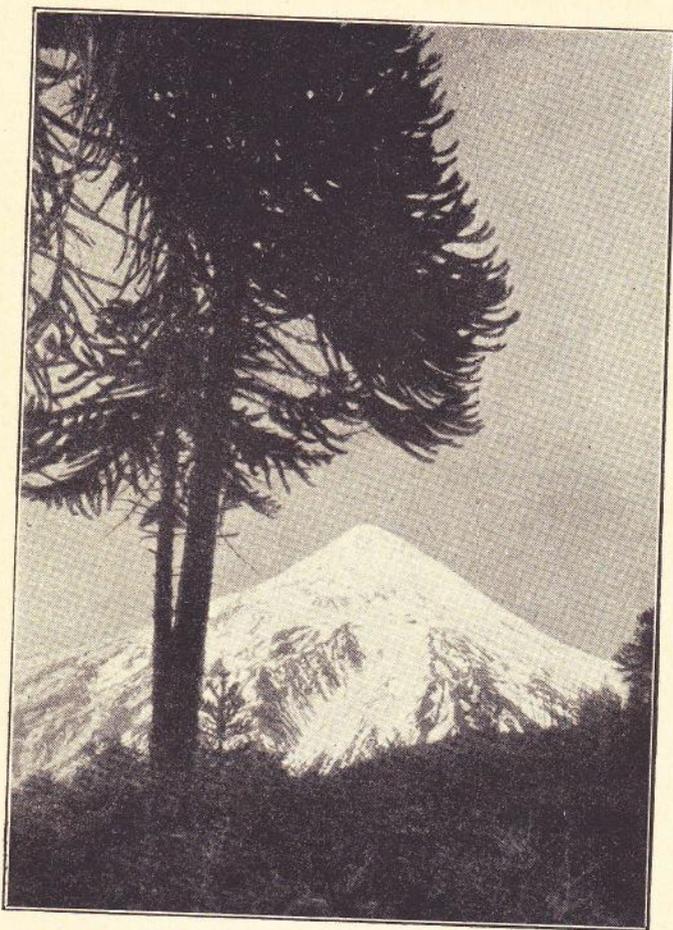
halt. Panc
gruppe na
zu überque
liegende
doch war
zu gross.
einen Umw
uns weiter

Stück abwä
wand von d
Wir erreich
dere Seite
ten und w
Steigen auf
langt.

Vor uns
Eismassen,

halt. Pancho versuchte von der Felsgruppe nach rechts ein steiles Eisfeld zu überqueren, um auf eine gegenüberliegende Eisblockgruppe zu gelangen doch war die Gefahr eines Abrutschens zu gross. Ungern entschlossen wir uns, einen Umweg zu machen, aber es blieb uns weiter nichts übrig, als wieder ein

hen, als ob sie ohne Weiteres zu überqueren wären; dazu empfing uns ein derartig starker Wind, dass wir das Gleichgewicht nicht mehr halten konnten und uns hinsetzen mussten. Besonders die Rucksäcke störten uns sehr, da der Wind sie hin und her fegte. Wir hatten einen Grat erreicht, der uns zu einer



--- Alle Mühen waren reichlich belohnt als wir den Vulkan Lanin sehen konnten ---
(Phot. Gerstmann).

Stück abwärts zu steigen und die Felswand von der andern Seite zu umgehen. Wir erreichten auch glücklich die andere Seite ohne grössere Schwierigkeiten und waren nach 4 3/4 stündigem Steigen auf ca. 3000 Meter Höhe angelangt.

Vor uns erboben sich nun mächtige Eismassen, welche nicht darnach aussa-

mächtigen Gruppe von Eisblöcken führte, welche anscheinend von dem Anfang März 1918 erfolgten Absturz herrührten. Infolge des starken Windes war die Ueberschreitung dieses Grates etwas gewagt, doch gabs keinen andern Weg. Wir ruhten uns unterhalb, an einer windgeschützten Stelle 10 Minuten aus und hielten Kriegsrat. Unsere Stimmung

war etwas gedrückt, weil wir an eine Möglichkeit, durch die Eiswände durchzukommen, nicht glaubten. Pancho schlug vor, einen Versuch ohne Rucksäcke zu unternehmen, wozu wir uns auch entschlossen. Nur mit Steigeisen und Eispickel versehen erhoben wir uns wieder. Zu meinem Bedauern musste ich auch meinen Ernemann zurücklassen; ein letztes Bild wurde noch aufgenommen; bei Sturmwind, der Länge nach auf dem Boden liegend, dem

aber Kräfte anwenden und in 3000 Meter Höhe arbeitet man nicht gern. Das rechte und linke Steigeisen fest in's Eis geböhrt, den Rücken gegen die Eiswand gelegt, wenden die ersten Stufen gefächelt; erst mit der Spitze, dann mit der Fläche. Stufe um Stufe, und zwar der Sicherheit halber möglichst grosse, entstehen und nach ca. 1½ Stunde haben wir die gefährlichste Stelle hinter uns. Wir befinden uns in einem Labyrinth von Eis; wo unser Blick sich auch hin-



— — Der Berg bildete mit den Araucarien ein ungeheures schönes Bild — —
(Phot. Germain).

Apparat fest eingeklemmt, erfolgte die Aufnahme.

Auf Händen und Füßen kriechend, überschritten wir nun den Grat, den Eispickel vor uns herschiebend. Der Wind setzte uns stark zu, aber wir liessen nicht locker. Glücklicherweise war der Grat ziemlich breit, und an den Eisblöcken angelangt, waren wir etwas geschützter. Vor uns befand sich nun eine steile Eisfläche, welche überschritten werden musste. Zum ersten Mal trat der Eispickel in Tätigkeit: Donnerwetter ist das Eis hart; da heisst es

wandelt, sieht man vor Eis, bzw. vor ersten Schnee. Nach ca. 34 Stunden erreichen wir eine Höhe, von wo wir zum ersten Male die äusserste Spitze des Llama sehen. Ein neugieriges Gesicht trennte uns von ihr. Eiswänden und sonstige Hindernisse konnten wir nicht entdecken, sodass wir die Gewässer hatten, die äusserste Spitze erreichen zu können. Mit doppelter Freude stiegen wir weiter. Die Eisfläche war anfänglich ziemlich eben gelagert, später liess sich jedoch das Eis vorwärtsgerichtet und bildete Stufen, sodass die Leiter be-

schwerliche
auf Löcher
nen Meter
Tiefen aber
machten g
Gott sei D
wenig Gefa
brechen. A
den wir de
die losgelö
schleuderte
de die Süd
Standpunkt
Weg der n
die Spitze
Stelle schn
abzurutsche
mer. — um
von der N
frierend erw
war auf · G
stellt.

Es war
Hände reich
te 4500 Met
ten Rappel
Meter hoch.

Da das V
genossen wir
Im Süden
den Osorno
gudo; im
Llaima, im
llan (im V
und den Vill
ter man hin
ten tat sich
uns auf. De
kündete Reg
reten sich v
wir nur den
schon deswe
nagelt hatter
stiegs nicht
tersuchung d
Ueberzeugun
Seite zum A
andern Seite
Form an. D
dig glatt; ab
so hat der
hat die Form
ne nach dur
ze Ende na

schwerlicher wurde. Auch musste man auf Löcher aufpassen, welche kaum einen Meter Durchmesser hatten, deren Tiefen aber in's Unendliche gingen. Wir machten grosse Bogen um sie herum. Gott sei Dank war das Eis hart, sodass wenig Gefahr drohte, irgendwo durchzubrechen. Am Unangenehmsten empfanden wir den eisigen Wind, welcher uns die losgelösten Eisstückchen in's Gesicht schleuderte. Kurz vor der Spitze wurde die Südseite steil. Pancho, von dem Standpunkte ausgehend, dass der gerade Weg der nächste ist, schritt direkt auf die Spitze zu, musste aber die letzte Stelle schnell laufen, um nicht wieder abzurutschen. Ich machte es mir bequemer. — umging die Spitze und kletterte von der Nordseite rauf, wo P. mich frierend erwartete. Seine Roble-Garnitur war auf Grönland-Klima nicht eingestellt.

Es war 1/4 2 Uhr, als wir uns die Hände reichten. Mein Höhenmesser zeigte 4500 Meter, hatte also den sogenannten Rappel, denn der Lanin ist nur 3740 Meter hoch.

Da das Wetter klar und sichtbar war, genossen wir einen herrlichen Rundblick. Im Süden heftete sich unser Blick an den Osorno, den Tronador und Punta-gudo; im Norden erblickten wir den Llaima, im Nordwesten den Quetrupillan (im Volksmunde Mocho genannt) und den Villarica, in dessen tätigen Krater man hineinschauen konnte. Im Osten tat sich die argentinische Pampa vor uns auf. Der Westen war bewölkt und kündete Regen an. Etwa 20 Seen breiteten sich vor uns aus, doch erkannten wir nur den Huechulafquensee, den wir schon deswegen unsern Augen festgenagelt hatten, um die Richtung des Abstiegs nicht zu verlieren. Eine kurze Untersuchung der Spitze brachte uns zu der Ueberzeugung, dass wir wohl die beste Seite zum Aufstieg gewählt hatten; die andern Seiten nehmen eine viel steilere Form an. Die Spitze selbst ist vollständig glatt; als wenn sie gehobelt wäre, so hat der Wind sie abgeschliffen. Sie hat die Form eines liegenden, der Länne nach durchschnittenen Eies, das spitze Ende nach Norden zeigend.

Leider konnten wir uns der Kälte wegen nicht lange oben aufhalten, und da wir auch nicht wussten, wieviel Zeit zum Abstieg nötig war, so brachen wir nach ca. 10 Minuten wieder auf, bedauernd, uns dem Studium der Umgegend und der evtl. vorhandenen Gletscher nicht mehr widmen zu können. Einen Gletscher glaubten wir auf der nordöstlichen Seite entdeckt zu haben, jedenfalls liess die Farbe des Eises auf einen solchen schliessen.

Von Kratern haben wir nichts bemerkt; falls einer vorhanden, ist er erloschen und unter dem Eismantel verborgen.

Mit Riesenschritten ging es nun abwärts, boten doch die Steigeisen einen besseren Halt, als beim Aufstieg. Fest bohrten sie sich in das Eis ein und wir erreichten die Rucksacklagerstelle, welche wir 4 Stunden vorher verlassen hatten, bereits nach kaum anderthalb Stunden. Auch über die schwierige Stelle kamen wir schneller hinweg, weil die Stufen bereits geschlagen und das Eis auch nicht mehr ganz so hart war. An unsern Rucksäcken angelangt, erleichterten wir sie der Butterbrote und nahmen einen kräftigen Schluck aus der Pulle. Ein guter Cognac hätte auch nicht geschadet, aber solide, wie wir einmal auf Ausflügen sind, hatten wir keinen. Doch wenns kalt ist, soll man seine Vorsätze ruhig etwas korrigieren.

Nach 1/4 stündiger Pause setzten wir unsern Abstieg fort. Bis dahin ging alles glatt. Jetzt merkte ich aber, dass meine Augen, welche vorher wohl etwas geschmerzt hatten, versagten, Unebenheiten erkannte ich nicht mehr. Für mich war alles glatter Boden. Meine Schneebrille hatte keinen Seitenschutz und so war ich etwas schneeblind geworden. Verschiedene Male stolperte ich, und, nachdem ich einmal ordentlich hingepurzelt war, bat ich Pancho, vor mir herzugehen und möglichst glatten Boden auszusuchen. Wir benutzten nun hauptsächlich die Schuttfelder. Wie ein Halbblinder zokelte ich hinter ihm her. Unglücklicher Weise strichen mit Windeseile Wolken an uns vorüber, sodass es ratsam war,

sich etwas zu beeilen, um die Richtung unseres Lagerplatzes nicht zu verlieren. Nach für mich zweistündiger Qual erreichten wir die Schneefelder, dann ging es schnell abwärts und gegen 6 Uhr hatten wir unsere Lagerstelle wieder erreicht.

Die beiden Führer erwarteten uns dort bereits und schleppten unser Gepäck 200 Meter abwärts, wo wir in einer geschützten Quebrada übernachteten.

Der Himmel bewölkte sich mehr und mehr, doch regnete es erst, als wir am andern Morgen gegen 8 Uhr auf unsern Gäulen sassen. Meine Augen waren auch wieder normal; 1/2 Stunde nach Erwachen verzog sich plötzlich der Schleier.

Leider mussten wir unsern Vorsatz, 1 bis 2 Tage am Sprönlisee zu verbringen, aufgeben. Wir hatten aber 5 herrliche

Tage hinter uns und freuten uns, diese so gut ausgenutzt zu haben.

Was nun die Besteigung des Lanin im Allgemeinen anbetrifft, so ist die Spitze von der Südseite aus von geübten Bergsteigern in 8-9 Stunden zu erreichen. Ruhe, Energie und Geistesgegenwart helfen über die schwierigen Stellen hinweg. Ohne Steigeisen und Eispickel soll man jedoch den Aufstieg nicht unternehmen.

Vor unserm Aufsteigen wurden wir vor Steinschlag gewarnt, doch bemerkte ich nur einmal, und zwar beim Abstieg, dass ein Stein, allerdings ein grosser, über meinem Kopf hinweg in die Tiefe stürzte. Sollte jemand Lust verspüren, dem Lanin einen Besuch abzustatten, so können wir nur dazu raten; es ist eine der schönsten Turen, welche von Chile aus unternommen werden können.



Aus: Alpines Handbuch. (s. S. 56).

Araukaner - Heft.

Für eine Sondernummer über die Araukaner, die Indianer Südchiles, die im Laufe dieses Jahres erscheinen soll, erbittet die Schriftleitung die Mitarbeit des Leserkreises der «Andina», sei es

durch Ueberlassung von guten Bildern oder durch Berichte und Aufsätze.

Zuschriften erbeten an Casilla 925 Valparaiso.

Wenn
Aufenthal
merikas,
kugelrund
beschaulic
in der S
kurzen, lä
Fliegen v
nicht grac
von Filz
ernähren,
hunde ber
sen Sie,
darin best
Elida-Seif
absolut h
denke ich
dauernsw
fanatisch
gender Z
gelaufener
nischen S

Der pat
Volksmun
beileibe k
— nicht e
Schlag, d
Worte un
man in d
mit knapp
einer Aus
te. Es ha
in seinen
aussehend
rierenden
der Zeit
Praxis zu
üben mus
von jeh
gewesen.
Hinsicht
feuer wiede
gleich ob
de, Schaf
ein frisch
skrupellose
standsfähig
vielen Ha
teuftelt we

Patagonische Schäferhunde.

Für die «Andina» von Otto Schreiber.

Wenn ich heute, nach sechsjährigem Aufenthalte im äussersten Süden Südamerikas, wieder Dackel sehe, — fette, kugelrunde, gemütliche Dackel, die wie beschauliche Seehunde auf dem Rücken in der Sonne liegen und sich mit kurzen, lässigen Flossen behaglich die Fliegen vom Bauche wedeln, wenn sie nicht grade damit beschäftigt sind, sich von Filzschuhen oder Sofaquasten zu ernähren, oder wenn ich elegante Windhunde bemerke, — dainty whippets, wissen Sie, deren einziger Daseinszweck darin besteht wöchentlich dreimal soviel Elida-Seife zu verbrauchen, wie ihre absolut herzförmige Besitzerin, — dann denke ich jedesmal an Märtyrer, bedauernswerte, verdammte Märtyrer mit fanatisch leuchtenden Augen und hängender Zunge und blutenden, durchgelaufenen Sohlen, — an meine patagonischen Schäferhunde.

Der patagonische Schäferhund, — im Volksmunde «barbucho» genannt, stellt beileibe keine selbständige Rasse dar, — nicht einmal einen ausgesprochenen Schlag, den man für Geld und gute Worte und mit Hilfe eines Onkels, den man in der Prüfungskommission hat, mit knapper Not doch noch auf irgendeiner Ausstellung unterbringen könnte. Es handelt sich vielmehr um einen in seinen mehr oder weniger erfreulich aussehenden Einzelexemplaren stark variierenden Gebrauchstyp, der im Laufe der Zeit ganz und gar auf die rauhe Praxis zugeschnitten wurde, die er ausüben muss. Südamerika ist bekanntlich von jeher ein Schmelztiegel der Rassen gewesen. Und was aus diesem in vieler Hinsicht läuternden Topfe voll Fegefeuer wieder herausklettert ist — ganz gleich ob es sich um Menschen, Pferde, Schafe oder sonst etwas handelt —, ein frischgebackener, primitiver, etwas skrupelloser, jedoch ungemein widerstandsfähiger Typ, mit dickem Fell und vielen Haaren auf den Zähnen und ver-teufelt wenig Sinn für graue Theorie. —

Die patagonischen Schäferhunde machen hiervon keine Ausnahme. Wer also gern wissen möchte, wie diese seltsamen Zeitgenossen eigentlich aussehen, der nehme, so er hat, einen Schmelztiegel — meinerwegen auch einen Fleischwolf oder den Zylinder Bellachinis — und werfe erst einen schottischen Collie hinein, dann einen australischen Kelpie, dann einen echten bayerischen Schnauzer und schliesslich, wenn noch Platz ist, einen südrussischen Steppenpudel. Aus der nach kräftigem Umrühren entstandenen Masse forme man einen mittelgrossen, leichten, Hund, überziehe ihn mit dem Felle einer blaugrauen Heidschnucke, klebe ihm einen grossen Schnauzbart an und kämme ihm einen scharfen Scheitel von der Nasenspitze bis zur Schwanzspitze. Wenn man bis dahin noch nicht wegen Ausübung schwarzer Magie oder Veranstaltung groben Unfugs verhaftet worden ist, hat man tatsächlich einen patagonischen Schäferhund vor sich.

Unruhig wälze ich mich im Halbschlaf in meinen Satteldecken auf dem hartgestampften Lehm Boden meiner primitiven Wellblechhütte hin und her, — ich habe das unangenehme, bestimmte Gefühl, dass mich jemand scharf beobachtet. Verschlafen richte ich mich auf, — durch die offene Tür fällt der erste schwache Schein der Morgendämmerung. Aus dem Halbdunkel des Raumes aber sehen mich zwei ernste braune Augen an, in denen — sobald sie meinen Blick spüren — sekundenlang ein Funken der Freude aufleuchtet. Leise klopft Jack, der Schäferhund, mit dem Schwanz auf den staubigen Boden.

«Verdammter Köter, glaubst du, ich lege Wert darauf, gleich am frühen Morgen Pampapfeffer zu inhalieren? Wir werden tagsüber sowieso noch genug von diesem Teufelszeug schlucken!» —

Kaum vernimmt der Barbucho die ersten Laute meiner Stimme, da gibt es, trotz des tadelnden Tonfalles, kein Halten mehr. Im Nu ist er über mir, springt wie besessen auf meinem leeren Magen herum, heult, bellt, zieht die Luft pfeifend und winselnd durch die Nase, ein und versucht mein Gesicht zu belecken. Mit beiden Händen halte ich mir das Ungeheuer vom Leibe. Doch durch den Radau sind auch die anderen mobil geworden und stürmen alle vier zur Tür herein. Jetzt bin ich hoch, fasse den langen Bratspiess, der in der Ecke lehnt, wie einen guten mittelalterlichen Zweihänder und hauer unter ibero-amerikanischen zur Sache gehörenden treffenden Bemerkungen solange um mich, bis die Bude leer und die Luft wieder rein ist. In einer Ecke meines Eremitenpalastes mache ich Feuer und setze Wasser auf, sperre die vier Köter, die um die Bude herumlungern ein, packe Jack, der natürlich auch schon wieder drin ist, beim Schlips und ziehe ihn durch den Türspalt mit mir hinaus.

Blutrot steigt hinter den niedrigen Sandbergen im Osten die Sonne herauf. Ueber die endlose, trockene Pampa fahren die ersten eiskalten Windstösse des beginnenden Tages. «Hallo, —Jack!» sage ich zu dem Hunde, der sich hingesezt hat und mich aufmerksam ansieht. Dann ziehe ich mein grosses Messer aus dem Kreuz, nehme den langen Wetzstahl von der Aussenwand des Hauses und beginne die Klinge zu schärfen. Schliesslich zeige ich mit dem Finger in die Pampa. Jack aber bellt dreimal jauchzend, dreht sich wie ein wildgewordener Kreisel ein paarmal herum und schießt dann wie ein flüchtiger Hase zwischen den Dornbüschen hindurch in die Pampa hinaus. Er holt Schafe zum Schlachten.

Unterdessen gehe ich zu meinen vier Gefangenen in die Hütte. Das Wasser kocht, und ich trinke nach patagonischer Sitte erst mal eine halbe Stunde lang Mate und unterhalte mich mit meinen Hunden. Jim benimmt sich höchst aufdringlich, er ist garnicht loszuwerden, bis ich entdecke, dass er einen Dornzweig unter dem Schwanz hat. Nach-

dem das Uebel entfernt ist mache ich ein Stück Hammeltalg über dem Feuer warm und fette meinen vier Gehilfen für die Tagesarbeit die pulvertrockenen rissigen Sohlen ein.

Jack arbeitet während dieser Zeit allein im Kamp, — und das ist garnicht so leicht für ihn. Nachdem er eine Herde von ein paar hundert Schafen gerunden hat, treibt er sie auf meine Hütte zu. Ein paar hundert Schafe kann ein einzelner Hund natürlich nicht so ohne Weiteres treiben, und ein paar einzelne Tiere kann er nicht mitnehmen, sie würden sofort ausbrechen und zur Herde zurückkehren. Zudem sind patagonische Schafe, da sie fast wild aufwachsen, äusserst scheu, flüchtig, bockbeinig und noch viel dümmer und ungebildeter als europäische Schafe.

Der Barbucho trennt deshalb ein paar einzelne Tiere von der Herde ab und jagt sie ein Stück vor. Während sie blöde dastehen und sich nach allen Seiten umsehen, saust er wie ein gutgeölter kalter Blitz zurück und treibt die Hauptmasse nach. Und das wiederholt er stundenlang. Solange, bis er die Schafe dort hat, wo er sie haben will. Natürlich ist es nur ein verhältnismässig geringer Prozentsatz der Hunde, der vollkommen selbständig zu arbeiten versteht. Intelligenz aber und Passion ist ihnen fast durchweg in erstaunlich hohem Masse eigen.

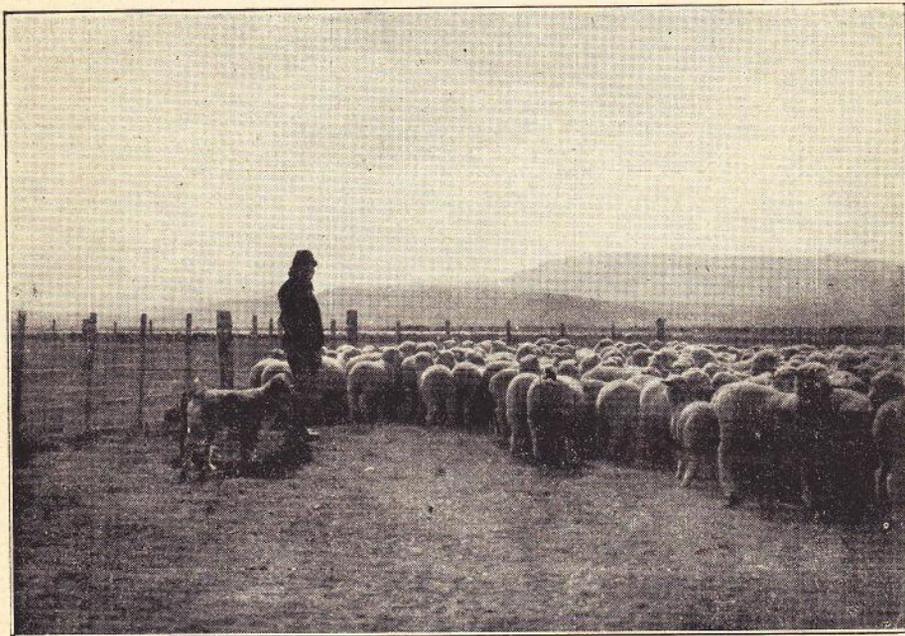
Nachdem Jack durch Bellen angezeigt hat, dass er mit der Herde vor der Tür ist, schlachte ich und stecke den obligaten Spiessbraten an, den man in Patagonien dreimal täglich zu sehen bekommt und den man sich merkwürdigerweise doch niemals regelrecht überisst. Dann fange ich einen Gaul, saddle ihn, und nun beginnt das eigentliche Tagewerk. Sobald ich den linken Fuss in den Steigbügel setze, fangen die Hunde an sich wie Rasende zu gebärden. Sie heulen und bellen und springen dem Pferde an die Nase. Das ist eine merkwürdige Angewohnheit aller patagonischen Schäferhunde. Ich entsinne mich eines grossen rodeo auf der Schaffarm Rio Aisen, bei dem zwanzig Schäfer auf der Hauptestancia versammelt wa-

ren. Jeder von diesen Burschen besass sieben oder acht Hunde. Das Geheul aber, das letztere im Augenblicke des Aufbruches anstimmten, möchte ich — wenn es sich irgendwie vermeiden lässt — nie wieder vernehmen.

Im langsamen Arbeitsgalopp geht es jetzt durch die einsame, unübersehbare Pampa. Nicht etwa wie bei der Parforcejagd hinter den Hunden, sondern vor ihnen. Es ist ein schweres Stück Arbeit diese passionierten Burschen hinter dem Gaul zu halten. Mit ganz un-

Renner sofort ermunternd in die Hinterbeine, — ganz, so, wie er es vom Hammeltreiben her gewohnt ist, Das ist nicht nur für das Pferd, sondern auch für den Reiter mitunter eine recht wenig erfreuliche Sache.

Endlich kommen die Schafe in Sicht, — erst ein paar, dann immer mehr. Zu Tausenden grasen sie friedlich zwischen Dornbüschen. Sobald sie jedoch einen Reiter erblicken, rotten sie sich zusammen und ergreifen zunächst einmal die Flucht. Eine ungeheure Staubwolke



Schafherde in Patagonien.

(Phot. Plüschow).

glaublicher Regelmässigkeit läuft einer nach dem andern immer wieder nach vorn und muss durch Anruf wieder nach hinten befördert werden. «Jim, Jack, John, — zurück mit euch!» so geht es fortwährend. Wenn du nach einer Weile vollkommen heiser bist, steigst du ab und sammelst eine hinreichende Menge kleiner Steine, mit deren Hilfe du dann während des Weitermarsches dein erzieherisches Werk fortsetzt. Von Zeit zu Zeit lässt du den Gaul in Schritt fallen, und John, der leider ein ganz besonderer Teufel ist, kneift dann deinen edlen

zeigt ihre Richtung an. Nun muss man mit grosser Ruhe verfahren, denn eine «wilde Jagd» liegt keineswegs im Sinne des Administrators, der höchstwahrscheinlich bereits vom Dache seines Wellblechgehäuses aus mit Hilfe eines guten Zeissglases argwöhnisch besagte Staubwolke beobachtet. Und wenn er bemerkt, dass du mit seinen schönen Schafen im Stromlinientempo Schlitten fährst, dann gibt's unbedingt eins auf den Hut, — und, was noch schlimmer ist, du kannst ihn dann im Laufe der nächsten drei Wochen nicht um Platten-

tabak angehen. Also drückt man zunächst mal die wildgewordene Majada von Weitem in die gewünschte Richtung, und reitet dann, wenn sich die idiotischen Lämmlein vom ersten Schrecken erholt haben, näher heran. Das Weitere geht dann mit der grössten Selbstverständlichkeit und ganz im Stile der Lüneburger Heide vor sich. Die Schafe laufen langsam vorwärts, die Hunde legen pro Minute sechsmal denselben Weg zurück, immer hin und her, und hinter dem Ganzen trudelt gelangweilt der Schäfer her, — nur dass er seine Aufmerksamkeit nicht einem Strickstrumpfe angedeihen lässt, sondern vielmehr einer geheimnisvollen Flasche, durch deren Boden er hin und wieder die überaus trostlose Gegend betrachtet.

Nach vier Stunden sperrt eine tranquera den Weg, ein primitives Tor in einem Drahtzaune, der hier plötzlich, aus dem Unendlichen kommend und im Unendlichen verschwindend, die gesamte Erdoberfläche in zwei Hälften zu teilen scheint. Nun ist dicke Luft im Lande. Schafe sind eigenartige Zeitgenossen. Sie lassen sich, ohne den geringsten Widerstand zu leisten, schlachten, zerlegen und pfundweise in die Pfanne schlagen. Aber freiwillig durch eine tranquera gehen—? Que esperanza! — Doch der patagonische Schäfer weiss sich zu helfen. In einiger Entfernung halte ich zu Pferde und schicke meine Hunde vor. «Vuelta, — vuelta!» brülle ich aus Leibeskräften. Die Hunde fegen im Kreise um die Herde herum und versetzen sie dadurch in rotierende Bewegung. Vor Allem an der Peripherie der ganzen Veranstaltung flitzen die Schafe wie das Donnerwetter herum. Jack, der die «feineren Arbeiten» macht liegt in der offenen Tür und behält mich unverwandt im Auge. Sobald ich den Arm hebe, springt er wie der Blitz vor und splittert von den kreisenden Schafen ein paar tangential ab, und zwar so, dass sie aus Versehen durch die Tür rutschen. Wo ein Schaf hinsaust, sausen bekanntlich alle anderen auch hin, — und so wickelt sich denn der ganze Schwanz auseinander und das Hindernis ist überwunden.

Der Marsch geht ungestört weiter. Nach der Ankunft auf der Farm geht die Sache erst richtig los. Da müssen die widerspenstigen Schafe in die Pferche hineingewürgt werden, da wirft man die Hunde auf die Schafe, damit sie auf den eng aneiandergedrängten Rücken derselben entlanglaufen und von oben her arbeiten, — da klettern diese unentwegten Gehilfen des Menschen wie die Affen «Hand über Hand» von einem Corral in den anderen.

Tagelang, ja wochenlang gehen diese anstrengenden Arbeiten ununterbrochen weiter. Nur wer selbst im Schafcorral gearbeitet hat, kann ermessen, was für Anforderungen dort an Menschen und Hunde gestellt werden. Wolken von trockenem Staub und pulverisierter Schafmist hüllen einen ständig ein, während einem im eiskalten Westwinde der Schweiß literweise an den Beinen herunterläuft. Dazu treten einem die Schafe mit konstanter Bosheit auf den Hühneraugen herum, bohren einem die in ihrer Wolle sitzenden Dornen unter die Fingernägel und lassen einem in uneigenartigster Weise einen Teil ihrer Parasite ab. — Heilfroh sind wir deshalb jedesmal, wenn die Arbeiten auf der Farm beendet sind und wir wieder in die Einsamkeit unserer sierra zurückkehren dürfen. Da sitzen wir denn stillvergnügt und hüten unsere Lämmlein, wochenlang, ohne einen Menschen zu sehen.

«Ja, — halten Sie denn das aus?» werde ich immer wieder gefragt. Ich kann mich eines Lächelns nicht erwehren. Ob ichs aushalte? Natürlich! Erstens bleibt einem ja doch letzten Endes garnichts anderes übrig, und zweitens ist's garnicht so schlimm, wie es auf den ersten Blick erscheint, man gewöhnt sich daran. Und dann — habe ich nicht meine Hunde? Sie glauben nicht, wie Arbeit und Entbehrung uns zusammenschweissen, und wie gut man sich mit Schäferhunden unterhalten kann, da sie fast jedes Wort verstehen und einen weder durch törichte Zwischenfragen noch durch das Aeussern entgegengesetzter Ansichten zu unterbrechen pflegen.

Heute noch, — nachdem all das, was ich erzählte, weit zurückliegt, — kommt es zuweilen vor, dass, ich, mitten im Trubel einer grossen Gesellschaft, nachdenklich mein Glas auf der Kniescheibe wiege und völlig geistesabwesend und ein wenig traurig vor mich hindöse. Dann kommt meist irgendeiner und

schlägt mich ermunternd auf die Schulter: «Hallo, — was machen Sie denn da?» Und ist begreiflicherweise im höchsten Grade entsetzt, wenn ich — noch halb in Gedanken versunken — antworte: «Hol' mich der Teufel, ja, verzeihen, Sie, — ich dachte an Jack, den Schäferhund...»

□□□□□□□□

Eine Faltbootfahrt auf einem Kordillerenfluss.

Max Tepp. - Buenos Aires.

Die Faltboote sind vorhanden, ein Einsitzer und ein Zweisitzer.

Der Kordillerenfluss auch: der Rahue, d. h. der Ort der Kreide.

Die Faltboote sind neu aus Deutschland eingeführt.

Der Kordillerenfluss ist älter. Der Rahue kommt seit unerdenklichen Zeiten aus dem Rupanco. Rupanco heisst so viel wie fliessendes Wasser und ist ein See, der mitten in der Kordillere zu Füssen der schönsten Vulkane des Südens eingebettet liegt. Fast hat sich der Rahue in dem träumenden Rupancosee verschlafen, und die Nireebäume oberhalb der seltsamen Grotten und Höhlen am Rupancosee haben im Winde leise gesummt:

Schlafe, süsster Knabe....!

Das ist aber dem Rahue zu viel gewesen. Er springt über die Barre, tost, tollt, und tobt. Er dreht sich wie ein Verrückter, er speit vor Wut, er weint und heult. Aber mitten im Toben muss er lachen. Da ist er aber auch schon weit entfernt vom Rupanco; die Vulkane kann man nicht mehr sehen, die Wellen hört man nicht mehr plätschern. Die Welt hat sich gewendet, weil er es gewollt hat, der Rahue. Seine Welt sind nunmehr die steilen Abhänge aus Kalk und Kreide, die kein Mensch herunter zu kommen wagt, obgleich dort die schönsten und saftigsten Nalkas (Pangue) wachsen, die von dem Volk so gern gegessen werden, obgleich dort die Pelubäume in üppig gelber Blütenpracht lachen, obgleich dort die Quintal- und Notrogebüsche mit roten Blütenflammen brünstig buhlen, obgleich

dort die bescheidenen Fuchsien in stiller Demut läuten, Hier ist das Reich des Rahue. Hier ist er allein Herr. Hier patscht und ohrfeigt er die Felsen, die den Kopf neugierig aus dem Wasser strecken. Hier läuft er lachend in grossem Bogen um eine Sandbank herum, als wenn er nicht wage, hinüberzuspringen. Ueber dies groteske Gebahren müssen natürlich die kleinen Fuchsiafloren lächeln. Wegen dieses Lächens schleicht der Rahue dann stundenlang im stillen Gegenstrom am Ufer unter den glockenbehängten Zweigen der lieblichen Fuchsien hin, zahm schüchtern, scheu wie ein zum ersten Mal verliebter Junge.

Ob unsere Faltboote all diesen Lauen des Rahue folgen werden? Wir sind unserer drei; aber ein Rahue ist ein Rahue, ein Bursche der Kordillere! Bruno meint, wir werden mit ihm fertig. Zum Beweise erzählt er, dass er einmal im Strudel des Rahue gekentert ist. Wir schliessen uns natürlich seinem Sachverständigen-Urteil an. Dabei merken weder wir noch er, dass ein Schiffbruch eigentlich kein Beweis für das Gelingen unserer Fahrt oder für die gute Schiffbarkeit des Rahue ist. Und doch, wenn man den Rahue so unter den verliebten Fuchsien dahin träumen sieht — — —

Na. Wir fahren also mit dem Auto in die Kordillere hinein. Drei Mann und zwei Boote.

Unterwegs müssen wir bei dem Besitzer des Autos Kaffee trinken, zur Strafe, dass er uns fahren muss. Als wir weiter fahren und durch Pichil (d. h. kleiner Fluss.) kommen, geht ein klei-

ner Landregen nieder. Unser Autoführer legt das Steuer rum und sagt:

Also kehren wir um und essen Mittag. Denn getauft seid ihr ja schon!

Unsere Gesichter, die sich beim Anblick des freundlichen Landregens verfinstern, schwingen sich zu einem mitleidigen Lächeln auf bei dieser freundlichen Einladung. Bruno proklamiert den heiligen Krieg der Entrüstung über die Verpestung der Sphäre mit solchen Gedanken. Herbert meint sogar, ohne Regen wäre es gar keine rechte Wasserfahrt. So geht es also weiter die Schlucht nach Pichil hinunter. Links und rechts rinnen die Wassertropfen in Etappen die Fensterscheiben herunter. Dahinter sieht man in weisslich verschwommenen Pastellschleiertönen die Landschaft. Schön anzusehen mit den ineinanderfliessenden graugrünen Tönen. Die Bäume heben sich in schwachen grauen Silhouetten ab. Ab und zu wird auch der Fluss sichtbar. Es ist unvergleichlich schön vom Auto aus.

Wir knirschen vor Anstrengung, unsere Begeisterung hochzuhalten. Unser Autoführer lächelt und weist auch seinerseits mit kurzen treffenden Bemerkungen auf die Schönheit der Landschaft hin:

Seht, wie die Bäume lecken!

Oder:

Das ist so der typische, fruchtbare, vom Landmann so erhörte Landregen. Das wird dem Weizen gut tun.

Herbert macht Gegenbemerkungen:

So ein kleines Regenschauer erfrischt Herz und Gemüt!

Er knirscht dazu so recht gemütvoll mit den Zähnen.

Trotz aller Bemerkungen kommen wir nach Cancura (zu deutsch: Steinbruch).

Wir tragen die Säcke, die die Bootskelette bergen, im Regen durch den Garten auf die Veranda des Hauses. Im Hause von Don Emilio sind wir zu Gast.

Na! sagt Don Emilio. Er sagt weiter nichts.

Wir wollen erst mal die Boote aufbauen, dann wird der Regen wohl vorbei sein, meint Herbert.

Na ja! meint Don Emilio, man könnte es ja auch anders machen; erst gutes

Wetter abwarten und dann aufbauen.

Wir zweifelten keinen Augenblick an dem Wetter, wenn es auch Anstrengung kostet und bauen los.

Als die Boote fertig dastehen, scheint die Sonne.

Don Emilio besteht darauf, dass wir bis zum Mittag bleiben.

So' ne Art Henkersmahlzeit muss sein! meint er.

Nach dem Essen wird es unruhig. Ganz Cancura versammelt sich bei der Brücke über den Rahue. Wir schultern die Boote und tragen sie nach dem Fluss hinunter.

Wir steigen ein.

Cancura hält den Atem an.

Aber die Beklemmung dauert nicht lange, denn der reissende Fluss nimmt seine Beute an und trägt uns im Augenblick fort.

Adios!

Wir winken einmal und paddeln dann kräftig aus, um dem Fluss zu zeigen, dass wir schneller, laufen können als er.

Cancura ist um die Ecke. Wir sind längst mit dem Fluss allein. Gleichmässig flutet das Wasser dahin. Der Fluss ist garnicht wild; aber grossartig ist die Macht der ebenmässig ziehenden Wassermasse. Es liegt etwas Schicksalsmässiges in dieser vorwärts strebenden glatten Wasserfläche. Und diese Wassermasse, die mit stetiger Wucht auf ein unbekanntes Ziel zuzustreben scheint, nimmt dennoch alle Eindrücke der sie umgebenden Welt auf. In ihrem spiegelbild schimmern der grüne Hang, die hellgrünen Blätter des ewigjungen Maqui, die ernsten Kronen der Pellines und Laureles, das gelbe, fast freche Lachen des Pelu, das bescheidene Glück der violetten Fuchsien. Alles, das Grosse und Kleine, das Erhabene und Niedrige, das Helle und Dunkle nimmt der Spiegel des wandernden Wassers auf, fast gleichmütig, ohne Partei zu nehmen, um es in seinem geheimnisvollen Grün versinken zu lassen, als wäre es nie gewesen.

Wir liegen im Wasser und lassen die Paddelstangen ruhen. Wir überlassen uns der Gewalt des ewigen Vorwärtsgehens und des raschen Untertauchens und Ungültigwerdens des Verwei-

lens. U
wohltue

Brun
wir ein
ist es

Das
rasch a
und S
aus, un

Das
Sinn, d
jeden I
kundun



So sin
suchen
erreich
ist vor
sich k
springt
jetzt is
der S
doppelt
Pfeil.

Herb
achten,
Boot s
antreib
drin.

Hol

lens. Und was wie Unrast aussieht ist wohlthuende Ruhe, ist Frieden.

Bruno wird aufmerksam. Vor uns hören wir ein Rauschen. Ist es der Wind, oder ist es das Wasser?

Das sind Stromschnellen. Wir steuern rasch an das Ufer, wo sich eine Stein- und Sandbarre befindet. Wir steigen aus, um die Stromschnellen zu studieren.

Das Studieren hat allerdings wenig Sinn, denn wir wollen und müssen auf jeden Fall durch. Aber eine solche Erkundungsgebärde wirkt sehr beruhigend.

Unsere Paddel schlagen die sich überstürzenden und rollenden Wellen. Herbert sitzt vor mir; ich sehe wie seine Muskeln kraftvoll arbeiten. Es ist ein Glücksgefühl ohnegleichen, sieghaft in dem Wellengewirbel dahin zu schiessen. Das Wasser haut gegen die Leinwand, Der Bug stipp in die Wellen, die über das Vorderdeck rollen und sich am Plichtrand des Cockpits die Nase stossen. Und dann die Auslaufsbahn! Das Wasser schiesst nach den Stromschnellen in schmaler Bahn dahin; wie aus-



Ein Kordillerenfluss.

(Phot. E. Werner).

So sind wir wieder in den Booten und suchen eine hohe Geschwindigkeit zu erreichen. Bruno in seinem Einsitzer ist voraus. Sein Boot ist schon in den sich kugelnden Wellen. Es hüpfet und springt. Wasser spritzt drüber hin. Und jetzt ist es auf der ebenen Ausflussbahn der Stromschnellen und schiesst mit doppelter Geschwindigkeit dahin wie ein Pfeil.

Herbert und ich vergessen beim Beobachten, dass der Strom auch unser Boot schon an die Stromschnellen herantreibt. Da sind wir auch schon mitten drin.

Hol aus!

gespieen; in dieser Bahn zittert das Boot dahin, als wäre die Stromschnelle eine gespannte Sehne, die das Boot in die Wasserebene hineinschnellt, wie einen Skifahrer nach dem Sprung.

Lachend begrüßen wir Bruno, der uns erwartet.

Weiter geht die Fahrt in der grünen Schlucht. Vor uns liegt ein Boot am steilen Ufer. Ein plumpes, schweres Boot aus dicken geteerten Bohlen. Die Leute meinen hier, je dicker die Bootsplanken, um so besser das Boot. Und doch zerschellen diese schweren, plumpen Dinger, die so gut wie keine Elastizität haben, immer und immer wieder

an den Felsen der Wasserfälle und Stromschnellen. Die Leute nehmen das als Schicksal hin anstatt andere Boote zu bauen. Dort wo ein Boot kentert und Menschen ertrinken, errichten sie ein Kreuz aus Holz. Häufig werden gerade diese Kreuze zur Ursache eines neuen Schiffbruches, denn die Leute sehen fasziniert auf das Kreuz, anstatt auf die Strömung.

Für uns sind die Gefahren anderer Art. Der Fluss führt grosse Bäume mit sich, die zeitweilig im Schlamm verankert sind und zeitweilig schwimmend oder schleppend vom Strom mitgerissen werden. Die Bäume mit ihren zersplitterten Aesten sind sehr gefährlich, denn sie können die Aussenhaut des Bootes aufreissen, und plötzlich fühlt man sich von im Boote vulkanisch aufbrechenden Wassermassen emporgehoben, und das Boot sinkt in die Tiefe. Das ist sehr interessant und lustig, aber man kann nicht weiter fahren, sondern muss zu Fuss nach Hause gehen.

Ebenso ungemütlich ist es, wenn man auf einen dieser Baumstämme aufläuft. Meistens kentert man dabei, oder man liegt so fest, dass man mitten im Fluss aussteigen muss um flott zu werden.

Aus dem grünen Hohlweg des Flusstales hallt es lang und hohl:

H u u u u — — — u h!

Fast melancholisch, traurig fragend wandert der langgezogene Schall über die Fluten. Das sind Flösser, die auf ihrer einsamen Fahrt menschliche Stimmen anrufen. Kommen sie an einer Hütte, vorbei, so erhalten sie Antwort, und das Rufen wird freudig und lebhaft. Aber das Floss treibt weiter, und der melancholische Ruf erschallt von neuem.

Wir ahmen den Ruf nach:

H u u h! U h u u!

Ein Atem. Dann kommt die Antwort auf dem Wasser zurück:

H u u u u — — — u h!

Die Flösser kommen bald in Sicht. Sie stehen auf den Stämmen ihres Flosses und haben den langen Ruder-Baum in den Händen, mit dem sie das Floss steuern. Sie würden gern über unsere leichten Lonaboote spotten, wenn ihnen in diesem Augenblick unsere Ueberle-

genheit nicht so deutlich wäre. So fliegen nur ein paar lustige Worte hin- und herüber, und schon haben wir sie hinter uns gelassen.

Den Ruf aber haben wir übernommen. Und wir sind dankbar, wenn hinter den alten Pellines am Ufer eine Antwort hervorschallt. Neue Stromschnellen reissen uns aus unsern Träumen. Bruno kennt sie und beschreibt uns im Voraus, wie es uns dort gehen kann. Es ist die Stelle, wo er einmal Schiffbruch litt, und an einem spitzen Pfahl hängen blieb. Die Stromschnelle befindet sich an einer scharfen Biegung des Flusses; nach der Stromschnelle schießt das Wasser mit voller Gewalt auf das unterhöhlte Steilufer zu. Damals war er schon durch die Stromschnelle hindurch, sah die Gefahr, ans Ufer gepresst zu werden, neigte sich auf die Seite und lag im Wasser, während das nachfolgende Boot vor Schreck auf einen schwimmenden Stamm lief.

Also aufpassen!

Das Wasser gurgelt schadenfroh in der Ferne. Das bringt uns auf! Nun erst recht!

Die Hauptsache ist, die höchstmögliche Geschwindigkeit zu erreichen, damit das Boot steuerfähig bleibt.

Der Einsitzer voran! Er gischt wie ein Vogel in den Strudel und biegt dann scharf von der Felswand ab. Aber zu viel! Er liegt quer im Strom und dreht sich noch mehr!

Wir sehen die sehnige, braune Gestalt Brunos arbeiten. Plötzlich schwingt er sein Paddel hoch wie eine Fahne:

Nun kommt ihr!

Er setzt sich gemütlich in seinem Boot zurecht, um unsere Sturzfahrt zu geniessen.

Wir tauchen die Schaufeln ein. Das Boot vibriert. Wir lassen nicht nach. Das Boot springt mit einem Satz in die Wellen. Wir meinen in dem Tosen still zu liegen; aber im Augenblick sind wir durch. Gleich will ich den Fuss an das Fussteuer stemmen, als ich unter dem schäumenden Wasser die gefährliche Spitze eines zersplitterten Baumstammes entdeckte. Der Fuss zuckt zurück. Das Boot ist eine Bootslänge vor der Wand!

Als der Pfahl pass
Macht geg
steuers. I
bäumt au
paar Rud
dem Höll

In Pich
der neuen
Brücke is
ein ganze
den Fluss
mit Begie
diese har

Nach
Flussbett
Wiesen, d
vom Fluss
leuchtet g

Die letz
ruhiger. I
mehr zu
sich auch
von Wirb
rechts del
felder. Fr
wald. Das
haben ih
wächst da
einzelte P
ehemalige

In Cai
heisst aus

Die Bezi

Die Be
Bergwelt
die graue
geschichte
zu sagen,
Menschhe
diese auf
nicht in M
gerungen

Es dar
men werd
solche vor
ser Länge

*) Aus
Ein Prach
a. auch ei

Als der Bug knapp den gefährlichen Pfahl passiert hat, stemme ich mich mit Macht gegen die Hebelstange des Fusssteuers. Das Boot gehorcht. Der Bug bäumt auf und wirft sich herum. Ein paar Ruderschläge und wir sind aus dem Höllenloch heraus.

In Pichil haben sich die Leute auf der neuen Brücke versammelt. Vor der Brücke ist das Flussbett flach, sodass ein ganzes Gebiet von Stromschnellen den Fluss sperrt. Die Leute beobachten mit Begierde, wie unsere Boote durch diese harmlosen Stromschnellen flitzen.

Nach der Pichilbrücke wird das Flussbett breit. Am Ufer sind grüne Wiesen, die durch einen weissen Strand vom Fluss geschieden sind. Die Sonne leuchtet glücklich über der Landschaft.

Die letzte Hälfte des Stromlaufs wird ruhiger. Es sind keine Stromschnellen mehr zu überwinden. Natürlich finden sich auch hier noch eine ganze Reihe von Wirbeln und Strudeln. Links und rechts dehnen sich fruchtbare Weizenfelder. Früher war hier dichtester Urwald. Das Feuer und menschliche Arbeit haben ihn vernichtet. In der Asche wächst das Gold des Kolonisten. Vereinzelt Pellines zeugen noch von dem ehemaligen Urwald.

In Caipulli legen wir an. Caipulli heisst aus dem Araukanischen übersetzt:

sie sechs Hügel. Hier wohnen Freunde von uns und wir haben oft genug auf den Hügeln einander gejagt. Auch heute treffen wir eine Anzahl von Jungen, die sich hier ein Sonntagszelt gebaut haben. Sie sind froh, Besuch zu haben. Während die Jungen die Boote probieren, strecken wir uns in der Sonne aus, recken die steifgewordenen Glieder und naschen von den grossen fleischigen Brombeeren, die hier am Ufer wuchern.

Die letzte Strecke wird in kräftiger Arbeit zurückgelegt. Nahe vor Osorno biegen wir in einen Nebenfluss des Rahue, in den Rio Damas ein. Wir legen uns im feierabendlichen Schiff vor Anker, um uns für eine stramme Ruderschaft stromaufwärts zu rüsten. Und dann gehts an die Arbeit. Millimeterweise ist der Erfolg zu messen. Die Paddelstangen zittern unter der Kraftanstrengung; der Schweiss läuft uns in Strömen über die Brust; die Augen messen gierig den Erfolg an jeden Schilfblatt.

Aber das Schlimmste steht bevor. Noch eine Stromschnelle ist stromaufwärts zu nehmen. Das Wasser drückt. Wir liegen still, aber wir weichen nicht. Da — ein klein wenig aus der Fahrtrichtung geworfen! Das gurgelnde Wasser wirft uns auf den Sand. Wir springen über Bord und schieben die Boote durch das Wasser, bis zu unserm Landeplatz.

□□□□□□□□

Die Beziehungen des Menschen zur Bergwelt in vorechristlicher Zeit. *)

Wilhelm Lehner.

Die Beziehungen des Menschen zur Bergwelt sind uralte und reichen bis in die graueste Vorzeit der Menschheitsgeschichte zurück. Man ist fast versucht zu sagen, sie seien so alt wie die Menschheitsgeschichte selbst, soweit sich diese auf den Tatsachen aufbaut und nicht in Mutmassungen und Schlussfolgerungen verliert.

Es darf als ziemlich sicher angenommen werden, dass Gebirgsketten, auch solche von bedeutender Höhe und grösser Längenausdehnung, wohl zu keiner

Zeit einen wirklich unüberschreitbaren Wall für den Menschen gebildet haben. Verschiedene Feststellungen können als Beweis für diese Behauptung dienen. Es liegen unverkennbare Anzeichen vor, aus denen geschlossen werden darf, dass der Mensch schon in sehr früher Zeit selbst mächtige Gebirge von gewaltigen Längen- und Breitenausmassen durchschritt, wenn auch naturgemäss immer nur auf den niedrigsten, womöglich schneefreien Einsenkungen, wie sie sich in jedem Gebirge vorfinden. Eine solche

*) Aus: Lehner, Die Eroberung der Alpen. (Verlag Grethlein & Co., Leipzig - Zürich. Ein Prachtwerk, dessen Anschaffung jedem Bergfreund zu raten ist. Das Buch enthält u. a. auch einen Abschnitt über die Erschliessung der südamerikanischen Anden.

Annahme legt allein schon die Tatsache nahe, dass in verschiedenen Fällen die auf den entgegengesetzten Abdachungen grosser, langgestreckter Gebirgszüge sesshaften ältesten Ansiedler einem und demselben Volksstamme angehörten, was allein schon auf eine Verbindung über die Gebirge weg hinweist.

So kann man sagen, dass die allererste Begehung der Gebirge — und das trifft auch für die Alpen zu — aus dem praktischen Bedürfnis und den Notwendigkeiten des menschlichen Lebens hervorgegangen ist. Im Verkehr von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk, vorzüglich aber im gegenseitigen Austausch von Erzeugnissen und Lebensbedürfnissen durch den frühesten Handel gelangten die einzelnen Menschen und Völker gar bald über die Grenzen der eigenen Heimat hinaus und auch über sperrende Naturhindernisse, wie die Gebirge, hinweg in fremde Länder.

Gebirgswanderungen sind daher schon aus den frühesten Zeiten zu verzeichnen. Zwar war das Gebirge bei diesen Wanderungen niemals das Ziel selbst, sondern nur der im übrigen gern gemiedene Weg zum Ziel. Wo die Völker frühester Zeit ein lockendes Land wussten, in das kein anderer Weg als der über eine trennende Gebirgsmauer führte, da scheuten sie aber auch vor diesem Hindernis nicht zurück. Da sich nun in allen Teilen der Welt Gebirgszüge vorfinden, die den Charakter von Scheidegebirgen tragen, so ergibt sich in der Schlussfolgerung eine tatsächlich immerhin nennenswerte Benutzung der günstig gelegenen Pässe, dieser Naturpforten der Gebirgsmauern, schon von ältester Zeit ab.

Soweit nun die Menschen jener Zeiten überhaupt mit dem Gebirge in Berührung traten oder in Sicht seiner Erhebungen wohnten, sah ihr einfacher Sinn nur den Ernst und die Erhabenheit der Bergwelt, er fühlte ihre Einsamkeit unter Schauern, ihre Gipfel lagen für ihn in unerreichbaren Höhen, von allen Geheimnissen des Unbekannten und Unzugänglichen umrauscht. Was lag da näher, als dass der damalige Mensch in den hochragenden Gipfeln der Berge eine für ihn unerklärliche, überirdische

Erscheinung erblickte, die er darum auch zum Wohnsitz höherer Wesen ausgestaltete? Die für ihn unerreichbaren Berggipfel wurden ihm zum Symbol der Ewigkeit und zum Träger der Gottheit. Nichts konnte den Naturvölkern näher liegen, als diese in den freien Aether ragenden oder wolkenumhüllten Hochgipfel zum Thron ihrer Gottheiten zu erheben. Was aber das Morgenland anbelangt, in dem der Lichtdienst so vielen Religionen zugrunde lag, so wird man jetzt schon ermessen können, welche hervorragende Rolle gerade dort die Berge als Träger des ersten Morgen- und letzten Abendlichtes spielen mussten.

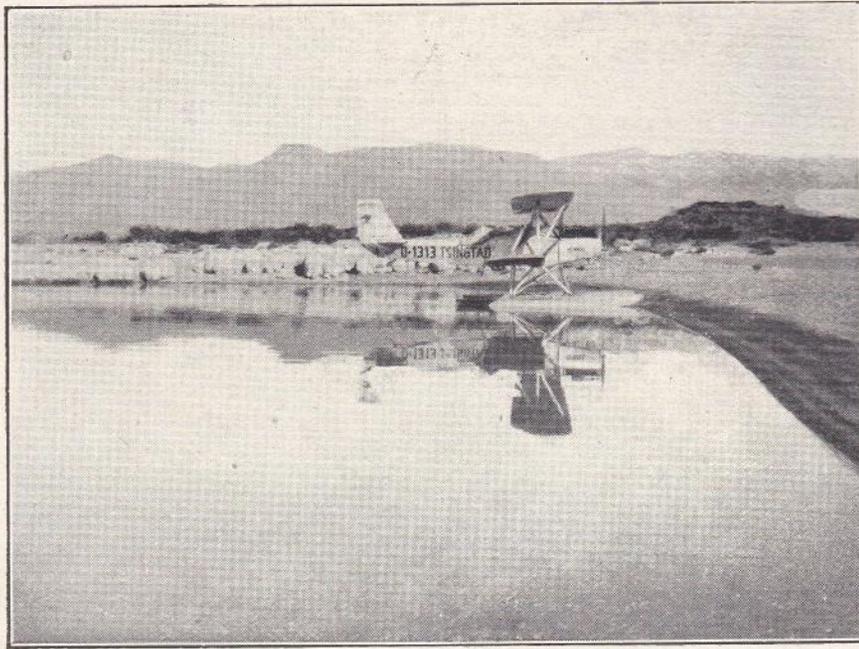
Diese Verehrung der Bergwelt als Sitz von Gottheiten war aber nicht nur den frühesten Naturvölkern eigentümlich. Sie erhielt sich Jahrhunderte hindurch und ist in gleicher Weise auch bei den bereits hochstehenden Völkern des vorchristlichen Altertums, und hier wieder insbesondere bei dem klassischen Volke der Hellenen, zu finden. Grundsätzlich galt den alten Griechen jeder hohe Berg, «wie er in den lichten Aether, in den klaren Himmel emporragt», als natürlicher Thron der Götter. Der thessalische Olymp wurde aber für sie zum Götterberg schlechthin, zum Wohnsitz der Titanen, der Kroniden, die ihn gleich zu Beginn des grossen Weltenkampfes zu ihrer Burg erwählt hatten.

«Heilige Berge» finden sich auch in allen übrigen Ländern, vorzüglich aber im alten Morgenland. Dem Götterberg «Meru» der alten Inder im Himalaja gebührt in dieser Hinsicht der Vorrang. Der Sinai galt bei seinen Umwohnern als unnahbarer Berg Gottes jedenfalls schon lange vor Moses. In ähnlichem Ansehen standen auch verschiedene nordasiatische Hochgipfel, wie die Bjelucha, der höchste Gipfel des Altaigebirges, bei den dortigen Eingeborenen, selbst im letztverflossenen Jahrhundert noch; sie galt den mongolischen und mandschurischen Völkern als Himmelssäule, der deshalb regelmässig Opfer dargebracht wurden. Ein heiliger Berg für die Tscherkessen war der Elbrus. Und die ausserordentliche Rolle, die der Albordsch des persischen Elbursgebirges



Wie ein deutscher Waldsee lag der «Sproenlesee» inmitten riesig
hoher Urwaldstämme (Phot. Gerstmann).

Zum Gedächtnis an Gunther Plüschow †.



Plüschows Flugzeug «Silberkondor».



Plüschow vor seinem Zelt.

(Beide Aufnahmen stellte Gunther Plüschow der «Andina» zur Verfügung).

in der p
geht am
Kennzeic
Mitte der
auf ihm
eine Bru
Unverker
der pars
ziehung
dem grie
arischen
überhaupt
dieses ga
sen sein
gendsten
Vordergr
aber auch
heste Ge
verborgen
ge Berge
haltsort
sens erac
Kultus ab
Bewohner
schaft K
haupt sc

Welch
der Vors
licher Zei
am bester
dessen M
Masse ei
die Gipfe
sen und
kann kau
berücksich
chen um d
ten Teile
und dass
schaften
birgszüge
ten einen
wohnten
hoher Ge
Riesen th
Taygetos
bewohnter
benden C
Olymp au
sitz der G
throne, d
schleudert
strahlende
frühen V
verehrten

in der parsischen Kosmogonie spielte, geht am deutlichsten aus nachstehender Kennzeichnung hervor: «Er steht in der Mitte der Erde, die Sonne ruht auf ihm, auf ihm erhielt Zoroaster das Gesetz, eine Brücke führt von da ins Paradies». Unverkennbar ist die Aehnlichkeit, die der parsische Albordsch in dieser Beziehung mit dem semitischen Sinai und dem griechischen Olymp, auch mit dem arischen Meru aufweist, wie denn dieser überhaupt der eigentliche Grundstock dieses ganzen uralten Bergkultus gewesen sein mag. Neben diesen hervorragenden, durch Glaubenslehren in den Vordergrund gerückten Bergen gab es aber auch bei jenen Völkern, deren früheste Geschichte unter dichten Schleiern verborgen liegt, wohl kaum eine mächtige Bergerhebung, die nicht als Aufenthaltsort irgendeines überirdischen Wesens erachtet wäre. Diesen besonderen Kultus aber noch überbietend, gaben die Bewohner der kleinasiatischen Landschaft Kappadozien einem Berg überhaupt schlechthin den Namen Gottes.

Welch grosse Rolle die Bergwelt in der Vorstellung der Völker vorchristlicher Zeit gespielt hat, zeigt in Europa am besten das Volk der alten Griechen, dessen Mythologie in ganz besonderem Masse eine Gebirgssage ist und das die Gipfel seiner Berge mit seinen Musen und Halbgöttern bevölkerte. Das kann kaum wundernehmen, wenn man berücksichtigt, dass es sich bei den Griechen um die Bewohner eines zum grössten Teile gebirgigen Landes handelte, und dass mit Ausnahme der Küstenlandschaften mehr oder weniger hohe Gebirgszüge seinen Horizont auf allen Seiten einengten. Für die alten Griechen wohnten die Zyklopen auf den Häuptern hoher Gebirge in gehöhlten Felsen, die Riesen thronten auf den Felsburgen des Taygetos und Pindus, und die Zentauren bewohnten die Thessalien rings umgebenden Gebirge. Nicht nur dass der Olymp auf seinem Scheitel den Wohnsitz der Götter trug und auf ihm Jupiter thronte, der von ihm aus seine Blitze schleuderte, war der Taygetos der lichtstrahlenden Sonne, diesem von allen frühen Völkern in gleicher Weise verehrten Gestirn, geweiht, der Pindus

dem Apollo und seinen Musen, der Parnass aber, als Berg der Dichter der König unter den Bergen Griechenlands, barg auf seinen Höhen den Wald der Musen, und die Dichter machten ihn zum Mittelpunkt Griechenlands und der ganzen Welt.

Die ersten Beziehungen des Menschen zur Bergwelt selbst waren also vorwiegend religiöser Art, insofern die Menschen, wie heute noch im fernen Osten, in den Bergen die Wohnstätte geheimnisvoller Kräfte und den Sitz von Gottheiten erblickten. Selbst die Vorstellung vom Tode des Menschen wurde mit der Bergwelt in Verbindung gebracht; der Mensch stirbt und wird ins Reich der Unterirdischen, in den Berg (die Unterwelt) entrückt. Das Hochgebirge und seine Bergerhebungen wurden unter diesen Verhältnissen so gut wie völlig gemieden, sahen die alten Völker in den unbekanntem Gebirgen voll Schrecken und Einsamkeit doch nicht nur den Aufenthaltsort überirdischer Wesen, sondern auch einen fürchterlichen Ort des Grauens und der Strafe: Prometheus wurde für seinen Frevel, den Göttern das himmlische Feuer für seine Mitbrüder geraubt zu haben, an die Felsen des Kaukasus geschmiedet, in den Schluchten des Taygetos setzten die alten Griechen ihre schwachen, der Aufzucht nicht werten Neugeborenen aus, Atlas, aber, der König von Mauretanien, wurde in ein Gebirge verwandelt und dazu verurteilt, auf seinen Schultern das Himmelsgewölbe zu tragen. Er wurde damit zur mythologischen Verkörperung des Gebirges überhaupt.

Im Nebelgrau der frühen Weltgeschichte verliert sich die Kunde, bei welchen Gelegenheiten und an welchen Orten der Mensch zum erstenmal seinen Fuss auf die Flanken und die Gipfel grösserer Bergerhebungen setzte. Immerhin können auch in dieser Hinsicht gewisse, wahrscheinlich zutreffende Schlüsse gezogen werden.

Wenn die Religionen der Naturvölker frühester Zeit durch ihren Glauben, dass Gottheiten auf den Gipfeln thronten, mächtig zurückhaltend vor einer Annäherung an diese geheiligen Orte wirkten, so ist doch auch unschwer zu er-

kennen, wie ebenso das Gegenteil eintreten konnte. Waren die Berge zu Sitzen der Gottheit geworden, so musste man nach Ueberwindung der anfänglichen Scheu schliesslich doch auch dazu kommen, ihnen die Verehrung aus möglichster Nähe, womöglich auf dem Berge selbst, zu bezeigen. Und auch dort, wo die ursprüngliche Naturreligion bereits so vergeistigt war, dass man die höheren Wesen jenseits der Erde im Himmel fand, mussten die Berge als die dem Himmel am nächsten liegenden Erdstellen immer noch die geeignetsten Kultusorte abgeben.

Der naive Glaube, dass die von den Höhe ausgehenden Gebete und Anrufungen infolge der Erhebung des Menschen über die Erdniederungen von den Gottheiten leichter erhört werden würden, spiegelt sich in diesem Tun — ein an sich natürlicher Gedanke, der später vom Christentum wieder aufgegriffen und oftmals verwertet wurde.

Aus der Geschichte ist zu entnehmen, dass von den mächtigen Höhen des persischen Elbursgebirges die Menschen schon in frühester Zeit dem ewigen Sonnenlicht entgegenjauchzten, die Höhen also erstiegen worden waren. In ähnlicher Art war ohne Zweifel auch der Sinai eine uralte Opferstätte, die zur Darbringung der Opfer erstiegen wurde. Auch der Parnass gehört zu den ersten grösseren Höhen, die von einem Menschen Fuss betreten wurden: in der ältesten Zeit hellenisch-klassischen Lebens schon waren es attische Frauen, die gelegentlich der Mänadenfeier zu Ehren des Gottes Dionysos nächtlicher Orgien halber auf den schneebedeckten Gipfel des Berges stiegen.

Auch im weiteren Verlaufe der Zeit spielten sich viele der bedeutenderen Begebenheiten des Alten und auch noch des Neuen Testaments auf dem Boden des Gebirges ab. Am Ararat, den schon die alten armenischen Geographen als Mittelpunkt der Erde erachtet hatten, soll die Arche Nochs nach der Sintflut gestrandet sein, und von seinem Gipfel stieg menschliches und tierisches Leben auf die aus den Fluten neu sich erhebende Erde hernieder. Der Sinai wurde

zum heiligen Berg der christlichen Gesetzgebung: ihn erstiegen Moses und Elias, um auf ihm die Befehle Jehovas entgegenzunehmen, und von seinem Gipfel trugen sie die göttlichen Gebote zu Tal, die dann mit dem Christentum in alle Welt dringen sollten. Und schliesslich ward auch Jesus selbst auf einem Berge versucht und verklärt.

Aus diesen Beispielen allein schon mag entnommen werden, welch breiten Raum die Bergwelt in der Entwicklung der christlichen Glaubenslehre einnahm. Der Buddhismus aber übertraf in dieser Hinsicht noch alle anderen Glaubenslehren. Keine andere Religion hat bei der Ausübung ihres Kultus so sehr die Höhen bevorzugt wie er. Als Folge dieser der Bergwelt eingeräumten Bevorzugung ergab sich die Besteigung verschiedener Gipfelerhebungen, darunter auch solcher von bedeutender Höhe. Regelrechte Wallfahrten auf Berggipfel, von denen manche sogar in das Gebiet des Hochgebirges hineinragen, wurden in Ausübung dieser Religion zum Gebrauch. Als besonders hervortretende Beispiele können in dieser Hinsicht der mächtige Adams-Peak auf Ceylon und der gewaltige Fusijama in Japan gelten.

Mit ziemlicher Klarheit ergibt sich aus den bisherigen Ausführungen, dass die erste Erschliessung von Gebirgen durch Ueberschreitung von Pässen aus reinen Zweckmässigkeitsgründen hervorging, wogegen die Triebfeder zu den frühesten Gipfelersteigungen rein ideeller Natur war. Wie aber bei der ersten Eröffnung von Pässen durch den Handelsverkehr das Gebirge selbst niemals Zweck war, niemals um seiner selbst willen aufgesucht ward, sondern nur unter dem Zwange der Notwendigkeit durchschritten wurde, so galt auch den von ihren Religionen geführten ersten Gipfelersteigern der Berg selbst nichts und hatte für sie nur als Träger ihres Zieles Bedeutung. Auch muss betont werden, dass die Ueberschreitung von Pässen durch den Handel sich naturgemäss immer nur auf einige wenige, besonders geeignete und leicht begehbbare Gebirgseinschartungen beschränkte, und dass, was links und rechts des

Weges la-
gebieten
wie denn
erschlossen
besonder
schränkt

Für di
kein Gru
praktisch
Gottheit
auszugeh
ohne Zwa
neuen Gip
und Gefa
sicher lei
Aufgabe,
ihres prak
gelegene
gen, als
musste, d
vorbehalte
hellenisch
gefasst ha
ander zu
nung, au
stürmen z
diesem H
der Mythe
rücken d
zu überst
Unterneh
das Joch
nen verm

Von de
Europas,
Kulturvöll
ganz dunk
der älteste
frühester
sahen von
lich ersch
nen allent
ten und d
dersandter
mischen G
von denen
erhebt un
traut ware
bare Fels
ganze, vor
Balkan du
Gebirge ü
re Masse.

So sehr
birgige He

Weges lag, gleich den übrigen Gebirgsgebieten in tiefstes Dunkel gehüllt blieb, wie denn auch die von den Religionen erschlossenen Berggipfel auf einzelne, besonders begünstigte Erhebungen beschränkt blieben.

Für die Menschen jener Zeiten lag kein Grund vor, über das durch das praktische Leben oder die Gebote ihrer Gottheit bedingte Muss freiwillig hinauszugehen und einen unbekannt Pass ohne Zwang zu überschreiten oder einen neuen Gipfel ohne Bedürfnis mit Mühen und Gefahren zu ersteigen. Es ist daher sicher leicht begreiflich, dass ihnen die Aufgabe, neue und nicht im Bereich ihres praktischen oder religiösen Lebens gelegene Gebirgserhebungen zu ersteigen, als ein Riesenwerk erscheinen musste, das übermenschlichen Kräften vorbehalten blieb: wie den Titanen des hellenischen Altertums, die den Plan gefasst hatten, Pelion und Ossa aufeinander zu türmen in der trotzigen Hoffnung, auf diese Weise den Olymp erstürmen zu können; oder wie Herkules, diesem Heros der Phönizier, der nach der Mythe allein die mächtigen Gebirgsrücken der Pyrenäen und der Alpen zu übersteigen und im Verlaufe dieses Unternehmens sogar eine Strasse über das Joch der Grajischen Alpen zu bahnen vermochte.

Von dem mächtigsten Gebirgssystem Europas, den Alpen, hatten die antiken Kulturvölker des Südens anfangs nur ganz dunkle Kunde. Die Griechen, eines der ältesten Handelsvölker, das schon in frühester Zeit das Mittelmeer befuhr, sahen vom Gebirge nur die ihnen feindlich erscheinenden hohen Berge, die ihnen allenthalben den Horizont begrenzen und die gefürchteten Stürme herniedersandten. Waren ihnen schon die heimischen Gipfel, in deren Sicht sie lebten, von denen keiner sich über 3000 m Höhe erhebt und mit deren Anblick sie vertraut waren, unersteigbare und unberührbare Felsgebiete, so erschien ihnen das ganze, von der Rhonemündung bis zum Balkan durch Mitteleuropa hinziehende Gebirge überhaupt als eine unentwirrbare Masse.

So sehr die Griechen durch ihre gebirgige Heimat an den Anblick der Ber-

ge gewohnt waren, regte sich in ihnen doch kein Verlangen, diese Berge auch zu ersteigen und von ihren Gipfeln aus Umschau zu halten.

Diese Erscheinung mutet etwas merkwürdig an, wenn man bedenkt, wie zahlreich ihre Philosophen die Berge und Täler durchstreiften, ihre Gelehrten und Geographen in die weite Welt auf die Suche nach dem Unbekannten auszogen. Aber alle diese Reisenden waren Einzelercheinungen und durchaus friedlicher Art, also keineswegs Sucher von Abenteuern und Gefahren. Als voll von diesen aber galten die Gebirge. Die Gipfel ihrer Berge als Göttersitze verehrend, bevölkerten sie die lachenden Täler ihrer Gebirge, waren aber weit davon entfernt, diese Gebirge Regungen dienstbar zu machen, die an sich herrschsüchtiger Natur sind. Das musste einem in seiner Gesamtheit abenteuerlich und eroberungslustig veranlagten Volke vorbehalten bleiben: den Römern.

Was an sich zu vermuten war, dass die frühesten, wenn auch vielfach auf Legenden und Ueberlieferungen sich stützenden Nachrichten über die Begehung von Gebirgen und die Ersteigung von Berggipfeln in der Geschichte der Länder ältester Kultur zu finden sein würden, erhielt durch die vorstehenden Darlegungen seine Bestätigung. Die Gebirge und Berggipfel, die in der Geschichte des Handels und Verkehrs oder religiöser Umwälzungen in der vorchristlichen Zeit auftauchen und mit denen der Mensch aus diesem Anlass in nähere Berührung trat, liegen in Asien, Persien, Kleinasien und auf dem klassischen Boden Griechenlands. Sinai und Ararat sind die für das heutige Europa bedeutendsten der durch Religionen geweihten Berge; Pindus, Olymp, und Parnass sind Berge, deren Namen heute die glänzendsten Vorstellungen griechischen Geistes stets neu erwecken. Alle diese so frühzeitig hervortretenden Berge waren, wenn man sich so ausdrücken darf, Berge des Suchens und Ringens, Berge der Erkenntnis und Bejahung. Sie sind von Grösse umgebene Berge, die bereits in einer Zeit bekannt waren und eine Rolle spielten, als die europäischen Alpen noch in völliges Dunkel gehüllt waren.

ALPINES HANDBUCH.

Im Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen:

Alpines Handbuch,
herausgegeben vom Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein. 2 Bände. Mit 176 Abbildungen, 4 bunten u. 8 Tiefdrucktafeln sowie 2 Karten, Jeder Band kostet in Leinen geb. 14.50 Mark.



Trotz des riesigen Aufschwungs, den der Alpinismus in den letzten Jahrzehnten genommen hat, fehlte bisher ein Werk, das gleichzeitig Lesebuch und Nachschlagewerk, den Anfänger und Laien in das alpine Wissen einführt, dem erprobten Bergsteiger und Fachmann eine Vertiefung in die einzelnen Wissensgebiete ermöglichte. Wenn der D. & OeAV neben seinen zahlreichen Veröffentlichungen nach jahrelanger Vorbereitung und unter Mitwirkung berufener Fachleute jetzt das

Alpine Handbuch herausgibt, so braucht das Werk keine Einführung oder Empfehlung. Es umfaßt das gesamte Bergsteigerwissen, wobei in allen Aufsätzen der Nachdruck auf das Praktische gelegt ist. Wie auf den meisten Gebieten, so ist es auch im Alpinismus für den einzelnen nicht mehr möglich, alle Gebiete zu beherrschen. Dem abzuhelfen, ist einer der Grundgedanken des Buches. Um das Bestmögliche zu erreichen, ist jeder Abschnitt durch zahlreiche Hände gegangen, verbessert und erweitert worden, so dass er heute im Rahmen des vorgesehenen

Umfangs das Beste und Vollendetste darstellen dürfte, was über das Gebiet zu sagen und was für den Bergsteiger zu wissen nötig ist. So ist das Kompendium des Alpinismus zustande gekommen, ein Werk, das jeder Bergsteiger braucht. Es wurde in zwei Bände geteilt, um die Anschaffungskosten auf längere Zeit zu verteilen und jedem die Möglichkeit des Erwerbs zu geben.

Band 1 enthält: Dr. h. C. W. Rickmer Rickmers, «Die Gebirge der Erde»; Prof. Dr. Günter Dyhrenfurth, «Alpine Geologie»; Dr. Henry Hoek, «Alpine Wetterkunde»; Prof. Dr. Hubert Erhard, «Die Tierwelt der Alpen»; Prof. Dr. August Hayek †, «Die Alpenpflanzen»; Walter Schmidkunz, «Wörterbuch alpiner Begriffe und Ausdrücke»; Walter Schmidkunz, «Alpine Geschichte in Einzelheiten».

Band 2 enthält: Dr. Franz Klabovsky, «Bergwandern und Bergsteigen»; Dr. Walter Hofmeier, «Zurechtfinden im Gelände»; Georg von Kraus, «Klettern im Fels»; Willi Welzenbach, «Das Gehen im Eis»; Hanns von Zallinger und Fritz Kigele, «Der alpine Skifahrer»; Dr. Walter Hofmeier, «Die Gefahren der Berge»; Georg Blab, «Bergunglück und Rettung»; Dr. Wilh. Frhr. von Kofler, «Ärztliche Betrachtungen»; Dr. Heinrich Menger, «Das Bergführerwesen»; Ernst Enzensperger, «Das alpine Jugendwandern»; Dr. Gustav Kahlhöf, «Die Photographie in den Hochalpen»; Dr. A. Dreyer, «Die alpinen Vornamen».

Die Freude an der Natur vor allem an den Bergen der Alpen, durchdringt alle Volksschichten. Durchaus nicht nur für den ausübenden Bergsteiger ist das Alpine Handbuch bestimmt, sondern auch für alle Nichtbergsteiger, die den Reiz der Berge auf sich wirken lassen, überhaupt für jeden, der in Stunden der Besinnung abseits von der Hast und dem Getriebe der Grosstadt und des Kampfes um das tägliche Brot Erhebens- und Feierstunden in der Stille der Natur sucht und findet. Ihnen allen wird das Buch reichen Genuss und Gewinn bringen, für sie ist es wie für den Alpinisten das schönste Geschenk.

B

Esm

Ih

M

Ca
zw

Re

Fisch

Li efe

3,

BOTICA DEL LEON

Deutsche Apotheke
von **FRITZ HAUSSER**



Fabrikant des bekannten "Amargo Araucano"
Esmeralda 1189 — **VALPARAISO** — Telefon 2991

Ihren Proviant für Ausflüge

kaufen Sie am vorteilhaftesten und billigsten im
deutschen Delikatessen-Geschäft von
MÖLLER y FENNER Ltda.
SANTIAGO

Calle SAN ANTONIO 429/31 — Teléfono Auto No. 63070
zwischen Merced und Monjitas Casilla No. 1571

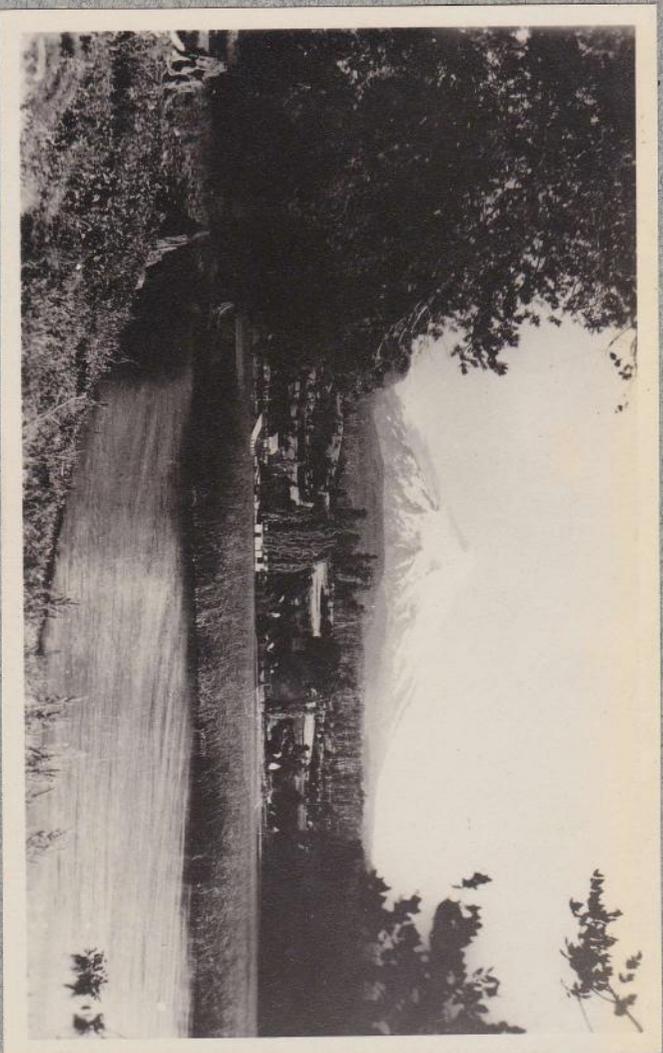
Reichhaltige Auswahl in feinen Fleisch- und Wurstwaren,
Schinken, Käse, Butter (täglich frisch),
Fisch- und Fleisch-Konserven, Früchten, Weinen und Likören.

Lieferung von Lebensmitteln und Delikatessen an Familien frei ins Haus.

"ANDINA" Zeitschrift für Naturfreunde
und Wanderer.

3., 4. und 5. Jahrgang statt \$ 12.— nur \$ 5.—
der einzelne Jahrgang.

DEUTSCHER AUSFLUGVEREIN VALPARAISO
Casilla 1587.



See und Vulkan Villarica bei Pucón.

Phot. E. Werner.

